

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 34 (1954-1955)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Chester Wilmot — Historiker des zweiten Weltkrieges

Anfang Februar ging die Schreckensnachricht durch die Welt vom Absturz eines Comet-Flugzeuges über dem Mittelmeer. Die Maschine war anscheinend in der Luft explodiert; alle Insassen fanden einen grausamen Tod. Unter ihnen befand sich der australische Kriegskorrespondent, Journalist, Schriftsteller und Historiker *Chester Wilmot*, der auch zu den Mitarbeitern der *Schweizer Monatshefte* zählte. Der auf so tragische Weise im besten Mannesalter ums Leben gekommene, hochbegabte Mann war einer weiteren Öffentlichkeit schlagartig bekannt geworden durch den Erfolg seines Buches *The struggle for Europe*, das kürzlich auch in einer vorzüglichen deutschen Übersetzung herausgekommen ist (Chester Wilmot, *Der Kampf um Europa*, Atrium Verlag, Zürich 1954).

Dieses über 800 Seiten starke Werk zeigt Wilmot als geradezu ideale Verkörperung eines neuen Typus von Geschichtsschreiber, der Erlebnis und Geschichte in eine vollkommene Synthese zu bringen vermag. Selbsterlebtes und aus Quellen Erarbeitetes werden von Wilmot zu einem erregenden Bericht gestaltet, der den Vorzug lebendiger Schilderung und Erzählung mit dem Ideal wissenschaftlicher Objektivität vereint. Das Buch liest sich wie ein Roman, wie ein Kriegsroman und ist doch auf jeder Seite sachlich begründet. Es ist zweifellos das erregendste und zugleich beste Buch über wichtige Phasen und Probleme jenes ungeheuren politischen und militärischen Geschehens, das wir unter dem Begriff des zweiten Weltkrieges zusammenfassen.

Das Selbsterlebte schöpft Wilmot aus den reichen Erfahrungen, die er als Kriegskorrespondent, insbesondere als Begleiter der Invasionsstreitkräfte bis zum Endsieg machen konnte. Daneben verarbeitet er eine fast unübersehbare Masse von Quellen und Memoiren, über deren Verwendung der Verfasser in einem Anhang erschöpfend Auskunft gibt. Auch darin entspricht Wilmot dem neuen Typus des Historikers, daß er umfangreiche Befragungsprotokolle der geschichtlich handelnden Persönlichkeiten benutzt, bzw. selbst angefertigt hat und schließlich auch darin, daß er sich ein ganzes Teamwork von Mitarbeitern organisiert hat. Denn auch dies gehört zu dieser neuen Art von Geschichtsschreibung, daß sie die unübersehbare Dokumentenfülle der jüngsten Vergangenheit durch zweckmäßige Organisation und Arbeitsteilung zu bewältigen sucht. Der auf sich allein gestellte und in die stille Studierstube zurückgezogene Gelehrte könnte ein solches Buch niemals schaffen, es sei denn in Jahrzehnten.

Chester Wilmots Buch ist nicht eine gleichmäßig durchgeführte Geschichte des zweiten Weltkrieges. Es geht ihm vor allem darum, darzustellen und zu verstehen, «wie und weshalb die Westalliierten militärisch siegten und politisch geschlagen wurden» oder anders formuliert: er versucht nicht nur zu zeigen, «wie Hitler geschlagen wurde, sondern zugleich, weshalb aus dem Kampf Stalin als Sieger hervorging». Daraus wird auch sofort ersichtlich, daß es sich um ein eminent politisches Buch handelt, geht es doch um die historische Kernfrage des uns alle bedrückenden Kalten Krieges: wie ist es zur Vorherrschaft der Sowjetunion auf dem eurasiatischen Kontinent gekommen?

Dementsprechend befaßt sich Wilmot insbesondere mit der großen Politik und Strategie der Westalliierten und ihrer Gegenspieler — sowohl Hitler wie Stalin! — seit Dünkirchen, ausführlicher aber erst seit 1943, der Zeit der großen Konferenzen und der entscheidenden Vorbereitungen für den Endsieg. Aber Wilmot geht es nicht nur um die weltbewegenden politischen und militärischen Entschlüsse, sondern er vertieft sich als Kriegsberichterstatter, der die kämpfende

Truppe unmittelbar begleitet, in die taktischen und technischen, aber auch menschlichen und psychologischen Probleme des modernen Krieges. Er beschäftigt sich mit technischen Einzelheiten neuer Waffen, mit der Entwicklung neuer Angriffs- und Verteidigungsmethoden, mit der Zusammenarbeit von Luftwaffe und Landarmee, von Marine und Landungstruppen, er gibt genaue topographische Beschreibung hart umkämpften Geländes, er diskutiert moralische und psychologische Probleme des einfachen Soldaten — kurz, es entsteht ein so lebendiges Bild von dem kriegerischen Geschehen in allen seinen Aspekten, wie es eben nur ein guter Beobachter und begnadeter Schriftsteller zu geben vermag. So wird durch das Buch gleichermaßen bereichert, wer über taktische und technische Probleme des modernen Krieges etwas erfahren möchte und wer sich für die Zusammenhänge von Politik und Strategie, von Kriegführung und Wirtschaft, für die Fragen der Befehlsgebung und Truppenführung interessiert. Einen ganz besonderen Reiz des Buches macht es aus, daß es uns das gewaltige Geschehen immer in Zug und Gegenzug, in Aktion und Reaktion der kriegführenden Parteien erleben läßt, bald befinden wir uns an der einen, bald an der andern Front, bald in Eisenhowers Hauptquartier oder Montgomerys Kommandowagen, bald in Hitlers Bunker oder auf Rommels Gefechtsstand.

Es ist völlig unmöglich, auch nur einen Begriff zu geben von der Fülle der Bilder, die an uns vorbeiziehen, und der Probleme, die zur Diskussion gestellt werden. In der Nachkriegsdiskussion über die Strategie und Politik der Westmächte ist der Platz von Wilmots Buch bestimmt durch seine Verteidigung der britischen Strategie (Montgomery) und Politik (Churchill) und seine scharfe Kritik an der amerikanischen Strategie (Eisenhower - Marshall) und Politik (Roosevelt). Wilmot hält Montgomery für den genialen Feldherrn der Westalliierten, Eisenhower und Marshall für gute Organisatoren und Diplomaten (was für die Führung dieses Krieges auch nach Wilmot sehr wichtige Fähigkeiten waren), aber ohne große strategische Einsicht und operative Erfahrung. Die Hauptgründe für die unglückliche Nachkriegslage sieht Wilmot — neben dem Wirken Hitlers und Stalins selbstverständlich — in der strategischen Konzeption der USA, die eine Strategie ohne Politik gewesen ist, d. h. eine Strategie, die auf rein militärischen Faktoren aufgebaut war ohne Berücksichtigung politischer Faktoren der Nachkriegszeit. Churchill versuchte vergebens, die USA von der Notwendigkeit zu überzeugen, «die militärische Macht der Westalliierten so einzusetzen, daß sie dem doppelten Zweck dienen würde, Deutschland zu schlagen und ein zu großes Anwachsen der Macht Sowjetrußlands zu verhüten». Folgerichtig nimmt Wilmot daher Stellung für britische Pläne wie die Balkaninvasion, die Führung eines konzentrierten Stoßes nach Deutschland (statt Vorrücken auf breiter Front), die Eroberung Berlins und Prags vor den Russen.

So sehr indessen Wilmot mit den amerikanischen Dogmen wie Antikolonialismus und idealistische Russenfreundschaft ins Gericht geht, so verliert er doch nie den Maßstab historischer Gerechtigkeit aus den Augen. Er hütet sich vor einer heute weithin üblichen und äußerst billigen Bausch-und-Bogen-Ablehnung Roosevelts. Mit Churchill sieht er das wahre Verdienst des großen amerikanischen Präsidenten darin, die Neue Welt unweigerlich und unwiderruflich mit dem Schicksal der Alten Welt verknüpft zu haben. «Sein Leben muß deshalb als eines der beherrschenden Ereignisse der Menschheitsgeschichte gelten.» Wilmot sieht schließlich im Triumph der Sowjets «etwas von Unvermeidlichkeit». Die amerikanischen Fehler waren notwendig; denn die Amerikaner mußten erst die geschichtliche Erfahrung machen, daß es nicht genügt, für den Sieg zu kämpfen, und daß der Frieden nicht von selbst einkehrt, sondern mit Bedacht begründet werden will.

Walther Hofer

Die Anfänge der Erschließung Japans im Spiegel der zeitgenössischen Publizistik

Dr. Georg Kerst hat sich die sehr spezialisierte Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie weit die deutsche Öffentlichkeit durch die damals leitende deutsche Zeitung, die «Kölnische Zeitung», über die Erschließung Japans in den Jahren

1853—1855 unterrichtet worden ist¹⁾. Er hat seine Untersuchungen nicht auf die Kölnische Zeitung beschränkt, sondern sie auch auf die in Frage kommende ausländische Literatur erstreckt, um dadurch eine Nachprüfung der Berichterstattung der deutschen Zeitung zu ermöglichen. Dem Buch ist wertvolles Urkunden-Material beigegeben: die Texte der von Amerika, Rußland und England in diesen Jahren geschlossenen Verträge, der Briefwechsel des Präsidenten der Vereinigten Staaten mit dem Kaiser von Japan, eine Zeittafel und eine Wertung des Quellenmaterials.

So ist über die ursprüngliche, eng begrenzte Zielsetzung eine interessante und lesenswerte Darstellung der durch Zwang und im Wettbewerb mit englischen und russischen Schiffen durchgesetzten Erschließung des 250 Jahre von der Welt abgeschlossenen Inselreichs durch den Admiral Perry entstanden. Nachdenkliche Leser werden mit Interesse feststellen, daß ein handfester Imperialismus bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine treibende Kraft war. Und wer den rücksichtslosen Expansionismus Rußlands erforschen will, wird sich notieren können, daß die Ziele der zaristischen Politik sich nicht auf das nahe gelegene Japan beschränkten, als die Schiffe des Admirals Putjatin das Reich des Tenno ihren Zwecken dienstbar zu machen versuchten, um in diesem Wettbewerb durch die «schwarzen Schiffe» des amerikanischen Admirals Perry geschlagen zu werden. Putjatin lief, wie die Kölnische Zeitung im Mai 1854 berichtete, auch die Philippinen an und ersuchte den spanischen Generalgouverneur um die Erlaubnis, in Manila ein Dock und ein Observatorium zu errichten.

Das Erscheinen der Schrift von Dr. Kerst ist um so mehr zu begrüßen, als verschiedene größere Arbeiten deutscher Autoren über Japan im Krieg den Bombenangriffen zum Opfer gefallen sind.

Herbert v. Dirksen

Im Zeichen der Sphinx

Den roten Streifen des grünen Umschlags ziert die Zeichnung einer attischen Kanne aus dem Beginn des sechsten Jahrhunderts v. Chr.: Zwei geflügelte Sphingen liegen einander in sprungbereit gespannter Haltung gegenüber, Hermes schreitet zwischen ihnen durch, in der Rechten das Kerykeion, den Zauberstab, der die Macht der bösen Todesdämonen in Bann schlägt. So möchten wir die Darstellung konkret verstehen. Der Verfasser hat sie als «traumhafte Verdichtung von Situation und Sehnsucht» ihrer Zeit über sein Buch gestellt^{*}). In dem Mischwesen der Sphinx sieht er das «Unheimliche und Fragwürdige» des «krisengeschüttelten siebenten Jahrhunderts v. Chr.» mythisch verkörpert (S. 193); «der Mann mit dem Zwieselstab ist der Träger der krisenlösenden Leistung, der dem von unheimlichen, nie zuvor erfahrenen Erlebnissen bedrängten menschlichen Dasein die neuen, zukunftsverbürgenden Wege eröffnet» (S. 9). Und wir sind aufgefordert, mit dem Bewußtsein, selber an der Wende eines Zeitalters zu stehen, und bedrängt von den Fragen, die *uns* die Sphinx stellt, uns in das Denken, Schaffen und Geschehen des vorletzten archaischen Jahrhunderts der griechischen Geschichte zu vertiefen, als einer mit der unsern besonders eng verwandten, «erregend gegenwartsnahen» Epoche der Gärung, Entscheidung und Klärung, um dort «den verborgenen Zwieselstab» oder doch «gewisse Orientierungshilfen» für unsere eigene Notlage zu finden.

Von Vacano geht aus von Jaspers Begriff und Deutung der «Achsenzeit», der Periode zwischen 800 und 200 v. Chr., in der Konfuzius, Buddha, Zarathustra, die jüdischen Propheten und die griechischen Philosophen aufstanden, aus der «die Menschheit bis heute lebt», zu der sie «in jedem ihrer neuen Aufschwünge erinnernd zurückkehrt, sich von dorther entzünden läßt» (K. Jaspers, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, Zürich 1949, S. 26). Aber er beschränkt seine Betrachtung auf das erste Drittel dieses Zeitraums; denn es ist für ihn nicht die abgeklärte

¹⁾ Georg Kerst: Die Anfänge der Erschließung Japans im Spiegel der zeitgenössischen Publizistik. Untersucht auf Grund der Veröffentlichungen der Kölnischen Zeitung. Übersee-Verlag, Hamburg 1953.

^{*}) Otto Wilhelm von Vacano: Im Zeichen der Sphinx. Ende und Beginn eines Zeitalters. W. Kohlhammer, Stuttgart 1952.

Reife der Klassik, von welcher der Impuls zu neuem Aufschwung zu erwarten wäre, sondern die dynamische Epoche der Entdeckungen, der Entdeckung der menschlichen Seele und des menschlichen Geistes (Bruno Snell). Von Vacano hatte sich bereits in seinen früheren, wissenschaftlichen Arbeiten ausschließlich mit der griechischen Frühzeit befaßt, und durch seine Dissertation wurden offenbar auch Gegenstand und Titel des vorliegenden Buches bestimmt. Er hatte dort den wohl nicht geglückten Versuch unternommen, den alten Heratempel in Olympia als Zeustempel zu erklären (als was er ihn hier S. 146 stillschweigend bezeichnet) und den kolossalen sogenannten Herakopf, m. E. überzeugender, als Haupt einer Sphinx gedeutet. Die Hinwendung zum Vorklassischen — oder Aklassischen — entspricht jedoch überhaupt der modernen Richtung des Interesses und Empfindens, und hierin geht vielleicht das Visuelle voran; jedenfalls liegt in der Freude über die Entdeckung der herben Schönheit archaischer griechischer Bildkunst ein nicht zu unterschätzender Antrieb dazu. Es ist darum nicht Zufall, daß ein Archäologe dieses Buch geschrieben hat.

Dem engeren Fachgebiet des Verfassers gehören indessen nur zwei von den dreizehn Kapiteln an, und auch diese nur teilweise. Er analysiert hier (S. 53 ff.) den orientalisierenden oder, wie er ihn nach dem Vorgang seines Lehrers Andreas Rumpf nennt, den «idäischen» Stil als Formzerfall, d. h. Auflösung der strengen geometrischen Gesetzlichkeit, als Individualismus und Dämonisierung, um dann (S. 140 ff.) in der Schaffung der Monumentalplastik und des steinernen Tempelbaus die entscheidenden Lösungen aufzuzeigen, in denen die Kunst ihr «neues Maß» fand. Wenn dies alles auch nicht unter eigentlich neuen Gesichtspunkten gesehen ist, so vermögen doch diese Abschnitte den Leser am meisten zu fesseln; denn er bekommt hier das Gefühl, selber Zeuge der Wirkung der aufwühlenden und bändigenden Kräfte jener Umbruchszeit zu werden. Dazu tragen die 31 ausgezeichneten Tafeln viel bei. Sie geben zur Hauptsache bemalte Keramik, in jedem Falle aber authentische Quellen wieder, die in den anhangsweise beigefügten Beschreibungen in aufschlußreicher Weise erläutert werden.

Für die übrigen Lebensbereiche können nur die verhältnismäßig wenigen überlieferten Gedichte einen gleich unverfälschten Quellenwert beanspruchen, aber ihre Interpretation scheint der Verfasser ganz aus zweiter Hand zu schöpfen. Die wirtschaftliche, soziale und politische Geschichte hat er weithin, aber nicht sonderlich in die Tiefe schürfend durchackert und ihrer Wiedergabe den weitaus größten Teil des Buches eingeräumt. In dessen ersten Hälfte werden die Erscheinungen der Auflösung des Bestehenden geschildert. In seiner Mitte wird, offenbar wieder in Anknüpfung an Jaspers, ausführlich an das erwähnte synchronische Auftreten der östlichen Denker und Religionsstifter erinnert, um «die griechische Krise des siebenten Jahrhunderts als Teil einer Weltkrise» in einen universalgeschichtlichen Zusammenhang einzuordnen; besser verständlich scheint mir damit das Phänomen freilich nicht zu werden.

Entscheidend für die versprochene aktuelle Nutzenanwendung ist die zweite Hälfte des Buches, die der Darstellung der drei Auswege aus der Krise gilt, nämlich desjenigen der Tyrannis, Spartas und Athens. Wir erfahren dabei eine beträchtliche Fülle von Fakten, die mit nicht unbedenklichen Vereinfachungen und etwas schulbuchhaft dargeboten werden. So wie der erste Teil nicht zu einer eigentlichen Diagnose der Krise vordrang, begnügt sich hier die Analyse weitgehend mit einer fortlaufenden Begutachtung ob «krisenlösende Leistung» oder nicht. Die Tyrannis ist es nicht, sie wird nur als «Übergangs- und Zwischengewächs» gelten gelassen, denn sie ist «zu sehr nur praktischer und instinktmäßiger Natur, ihre personelle Basis zu schmal» (S. 155 f.). Sehr ins einzelne geht die Behandlung Spartas, für das der Verfasser offenbar eine besondere Zuneigung hat, die auch aus gewissen idealisierenden Urteilen spricht (z. B. S. 163/164 u. 172). Das Ergebnis seiner ungedruckten Grazer Habilitationsschrift über einen prähistorischen lakonischen Fundplatz ist mir nicht bekannt, aber die s. Z. in mehr oder weniger politischen Zeitschriften vertretenen rassistischen Theorien und Forderungen und seine einstige Stellung im «Hauptreferat Führerschulung im Amt für weltanschauliche Schulung» lassen hier doch vielleicht Spuren einer noch nicht ganz überwundenen alten Liebe vermuten. — Doch da Spartas Weg des Legalismus und der Askese in Erstarrung und Überalterung auslief, erkennt von Vacano die

in die Weite wirkende Lösung erst in Solos Werk einer wahrhaft gerechten staatlichen Ordnung, in der sich «die Vielzahl freier, eigenverantwortlicher Persönlichkeiten nach dem Prinzip des Wettbewerbs und der Leistung zu einer organisch gegliederten Lebensgemeinschaft zusammenfand», und für die der Weise und Dichter «das individuelle Denkvermögen und die in diesem begründete Verantwortungsfähigkeit» aufzurufen und fruchtbar zu machen verstand.

Das ist natürlich aus moderner Vorstellung heraus und im Hinblick auf das gegenwartsbezogene Anliegen des Buches formuliert, und wer wollte leugnen, daß uns in der Tat Hilfe in diesem solonischen Sinne not tut! Allein, es will uns scheinen, daß Bücher über die Antike der betonten Aktualisierung, wie sie hier — fast möchte man sagen rechtfertigend — vorgenommen ist, nicht bedürfen, um «aktuell» zu sein und einen positiven Beitrag an die Lösung der Gegenwartsfragen abzuwerfen, wenn sie nur aus lebendiger Forschung und mit dem rechten Ernste geschrieben sind.

Hans Jucker

Zur Problematik der Literaturgeschichtschreibung

Max Webers Forderung nach einer wertfreien Wissenschaft scheint sich auf keinem Gebiet müheloser erfüllen zu lassen als bei der geschichtlichen Darstellung ästhetischer Schöpfungen, also der Künste und der Literatur. Denn eine wertfreie Betrachtung solcher Gebilde ist theoretisch durchaus möglich. Indessen steht bereits der Zwang zur Auswahl aus den Stoffmassen dem Willen zur Sachlichkeit im Wege; indem man wegläßt, fällt man Urteile, die nicht notwendig ästhetischen Charakter haben. Hinzu kommt die innere Teilnahme des Historikers am literarischen Gegenstand. Am legitimsten dort, wo sie durch das im engen Sinne literarische Element, das heißt die Form, bestimmt ist, kann sie, um richtig zu interpretieren, ins Biographische, Stoffliche, Geistes- und Gesellschaftsgeschichtliche, ins Politische oder Religiöse übergreifen oder ableiten. Es fragt sich dann jeweils, was die gewählte Methode zur Interpretation des eigentlich Literarischen beigetragen hat. Wertende Teilnahme scheint mir jedoch nicht «unwissenschaftlich», sondern die unerläßliche Voraussetzung für die adäquate Darstellung eines literarhistorischen Vorganges; nur durch das Medium der Persönlichkeit lassen sich historische Tatbestände erfassen, gliedern, darstellen. Diese Grenze der Objektivität widerspricht nicht der idealen Forderung, der Historiker habe sich von jenem «Erdenrest, zu tragen peinlich», den Tacitus mit *ira et studium* umschreibt, nach bestem Vermögen freizuhalten. Aber erst die aus erlebter Spannung zwischen dem Willen zur Sachlichkeit und dem Zwange zur Teilnahme erwachsene Synthese ermöglicht echte Literaturgeschichtschreibung wie echte Historiographie überhaupt. Wo das Medium der Persönlichkeit fehlt oder suspendiert ist, haben wir Annalistik, Chronik oder Bericht, nicht Geschichtschreibung vor uns.

Diese Formen stehen nicht nur zeitlich am Anfang der Historiographie, sie sind auch heute die unentbehrlichen Voraussetzungen für Forscher, Lehrer und Studierende: die Landkarte «für die Reise durch das literarische Land». Der Vergleich stammt aus dem Vorwort zu einem der nützlichsten Werke dieser Art, der *Deutschen Literaturgeschichte in Tabellen* von Fritz Schmitt unter Mitarbeit von Gerhard Fricke¹⁾. Gegenüber der Ausgabe von 1935 ist das neue Tabellenwerk nicht mehr vorzugsweise nach Gattungen, sondern nach zeitlichen und stilistischen Merkmalen gegliedert. Der Stoff und die Angaben zu den einzelnen Werken wurden bedeutend erweitert, kurze Inhaltsangaben, Literatur- und Handschriftennachweise zugefügt. Was man als Ergebnis der Neubearbeitung in der Hand hält, ist gesichteter literarhistorischer Rohstoff, ohne den kein haltbares Gebäude zu errichten ist. Gewiß haftet ihm eine «gewisse objektive Nüchternheit» an, und wo sie nicht zu erreichen ist, wie bei der Gegenwartsliteratur, haben die Bearbeiter auf die Behandlung verzichtet oder diese auf Autoren beschränkt, deren wesentliche Wirksamkeit vor 1914 liegt, ohne deshalb ihre jüngsten Werke zu vernachlässigen (die Thomas Mann-Bibliographie reicht bis 1951). Über Einzelheiten zu rechten, ist hier nicht der Platz; Fehler und Mängel (z. B. lautet Herders Titel richtig «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit»; auch Paul Heyse erhielt den Nobelpreis usw.) werden sich in einer Neuauflage leicht beheben lassen. Die graphische Darstellung schwer übersichtlicher Probleme (z. B. Quellen- und Stoffgeschichte

mittelalterlicher Epen, Jedermann-Dramen, Entwicklung des Zeitungswesens und des Romanes im 18. Jahrhundert, Goethes und Schillers Leben und Werke, Ausländische Einflüsse in der deutschen Literatur), Fülle des Stoffes, Exaktheit der Bearbeitung, mustergültige typographische Ausstattung machen das Tabellenwerk unentbehrlich für den Germanisten. Eine vorzügliche Ergänzung bieten die *Daten deutscher Dichtung*, unter Mitarbeit mehrerer Fachgenossen herausgegeben von *Herbert A. Frenzel*²⁾. Das Buch bezeichnet sich bescheiden als «chronologischen Abriß der deutschen Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart»; es enthält aber zugleich knappe, trefflich formulierte Charakteristiken der großen Epochen, nach denen der Stoff gegliedert ist, und der einzelnen Werke mit stichwortartigen Hinweisen auf zeitgenössische Urteile und auf die Forschungsergebnisse. Im Verhältnis dazu sind die Dichterbiographien etwas mager ausgefallen. Problematisch erscheint mir lediglich der «Chronologische Abriß der wichtigsten seit 1931 erschienenen Werke»: Was ist «wichtig», was nicht? Ist Kolbenheyers «Gottgelobtes Herz» wirklich wichtiger als stilschaffende Romane wie Barths «Lorbeerufer» oder Koeppens «Tauben im Gras»? Auch geraten in diesem Teile die Charakterisierungen doch zu sehr ins Summarische (zu Barlachs «Gestohlenem Mond»: «Spielt in einer mecklenburgischen Kleinstadt»). Der Literaturhistoriker kann eben auf eine Präselektion durch den consensus omnium kaum verzichten, die für die Zeitgenossen nur in wenigen unumstrittenen Fällen vollzogen ist.

Darum ist vielleicht die unpräntöse Plauderei über *Erlebte Literatur* so überzeugend, wenn sie von einem Sach- und Sprachkundigen wie *Eduard Korrodi* vorgetragen wird³⁾. «Unser Gespräch hat nichts Vorsätzliches», heißt es anlässlich einer Begegnung mit Selma Lagerlöf; der Satz könnte als Leitwort vor allen diesen Aufsätzen stehen (über den Lyriker Karl Stamm und den Romancier Albert Steffen, «Hallers und Gotthelfs Nächsten»; mit unendlichem Charme über die innere Lebendigkeit der nach außen so versteinerten Académie de France; über die Essays von Fritz Ernst und über Hofmannsthal). Das Unvorsätzliche, von den Umständen Dargebotene, das Versuchende und Versucherische der Form, vornehmlich aber das Vermögen, die Aura des Literarischen im deutenden Wort zu bannen, geben den Aufzeichnungen ihren Charakter. Auch *Siegfried Trebitschs* autobiographische *Chronik eines Lebens* ist eine Art erlebter Literaturgeschichte, vor allem Wiens⁴⁾. Allzu bereitwillig stellt sich beim Leser die Assoziation Trebitsch—Shaw—Übersetzer ein («Sie sind nun einmal nicht mehr von dem irischen Tausendsasa zu trennen», hat ein Theaterdirektor dem Verfasser wenig taktvoll bedeutet, als er ein eigenes Stück einreichte), und man kann das Buch auch als den tragischen Versuch lesen, den Ruhm des selbständigen Autors gegen den Ruf des Interpreten einzutauschen. Doch es ist gewichtiger in jenen Partien, wo Trebitsch mit angeborener Bonhomie, leicht enthusiastischer, anekdotisch und unkritisch vom Jahrmarkt literarischer Eitelkeiten um die Jahrhundertwende berichtet. Wiener Autoren halten gern die in ihrer Vaterstadt ausgestellte Geburtsurkunde für eine sichere Police auf literarische Unsterblichkeit. Nach Trebitsch wimmelte es dazumal in Wien von «Genies» aller Art: angefangen bei «genialen Buchhändlern», Feuilletonredakteuren und Schauspielern bis zu Rilke, Hofmannsthal und Zweig. Wem es versagt war, in Wien geboren zu werden, der sieht sich gezwungen, die dem Buche mangelnden kritischen Maßstäbe nachträglich anzulegen und die Größenverhältnisse wiederherzustellen. Das gilt in erster Linie für den Autor selbst, der einmal einige seiner Bücher in schöner Selbstgewißheit als «wertvoll» bezeichnet; dann für zahlreiche seiner «Freunde» in jenem vagen Sinne des Wortes, wo Freundschaft nicht viel mehr sagen will als Abwesenheit von Antipathie. Dahingeplaudert möchten diese Erinnerungen an ein umgetriebenes Leben recht reizvoll wirken; in der Niederschrift fehlt ihnen Konzentration, Präzision, sprachliche Überarbeitung («Drei Jahre später erteilte mich die Nachricht von der Amputation des anderen Beines, der die von Courtelines Ableben auf dem Fuße folgte»). Dennoch gehören sie zu den Quellenwerken der zeitgenössischen Literatur, besonders was Shaws frühe Wirkung auf das deutsche Theater betrifft.

Trebitschs Name fehlt in *Josef Nadlers Literaturgeschichte Österreichs*, auch in der erweiterten Neuauflage, die den Zeitabschnitt von 1918 bis 1945 enthält⁵⁾. Er teilt dieses Schicksal mit Broch, Brod, Meyrink, Roth, dem Wahlösterreicher Leifhelm und anderen, während die Namen Altenbergs, Beer-Hofmanns, Bubers,

Kafkas, Werfels nur eben erwähnt sind und Bronnen (wie Freud mit falsch geschriebenem Vornamen) sich mit der Nennung eines Nebenwerkes, Polgar mit zwei Zeilen begnügen muß. Das steht zur Behandlung von «Reimmichl» und anderen Kalendermännern in keinem vernünftigen Verhältnis. Schwer zu sagen, ob diese in eine bestimmte Richtung weisenden Unterlassungen mit Nadlers Schlußwort zu erklären sind, das Buch wolle «von 1918 an eine bereinigte Aufstellung geben, weil man dem neuen Österreich nicht gutschreiben kann, was staatsbürgerlich und geistig der gesamten alten Monarchie zugehört»; für den Prager Rilke — mehr als 15 Seiten Text — gilt der Satz offensichtlich nicht. Da nun Nadler selbst auf seine gesamtdeutsche Literaturgeschichte verweist, legt er auch den Vergleich mit ihr nahe. Die Akzente haben sich oft beträchtlich verschoben; die diskriminierende Bezeichnung jüdischer Autoren, die verruchte Rechtfertigung des rassenpolitischen Mordes («Es war eine sinnvolle Handlung, als Hugo Bettauer 1925 seines schmutzigen Handwerks wegen» — d. h. wegen seiner Romane — «von einem jungen Mann erschossen wurde»: Lit.gesch. des Dtsch. Volkes IV⁴, Bln. 1941, 469) und ähnliche Verirrungen fehlen. Die ironische Zitierung des Europa-Gedankens ist der wiederholten Versicherung gewichen, Wien sei die einzige Stadt Europas gewesen, «die wörtlich europäisch heißen konnte». Tempora mutantur... Ungewandelt haben sich hingegen bestimmte affektgeladene Urteile erhalten: Schnitzler, für Trebitsch einer der «Größten und Sternverbundensten dieser Erde», «zergliederte» nach Nadler die Sorgen, die sich «all diese Novellenmännchen um das Weibchen machten», denn «zur erzählenden Großform fehlte ihm überhaupt jeder Zugang». Geblieben ist auch die geopolitische Daumenpeilung, die einen an sich fruchtbaren Gedanken in die Rangordnung des Provinziellen abdrängt; geblieben sind Begriffsschemen wie «staatlicher Großraum», «großräumiges Denken», «volksfremd» und «zuge-reist», geblieben verkrampfte Verdeutschungsversuche wie «Tagblattkunst» für Feuilleton oder «Spielbuchschrreiber» für Dramatiker, geblieben die eckige, zum Teil völlig hermetische Ausdrucksweise (eine Sprache «schwingt obenauf», d. h. drängt eine andere zurück; «der Dichter, das war einer»; «Satire, um nur ein Wort zu haben, ist keine Literaturgattung, sondern eine der allein möglichen und tatsächlichen Kunstarten»). Unter solchen Umständen läßt sich der Wunsch nach einer modernen Literaturgeschichte Österreichs nicht als erfüllt bezeichnen; das wäre wenigstens zum Teil der Fall gewesen, wenn sich der Verfasser in weiser Zurückhaltung auf die Zeit bis 1918 beschränkt hätte. Denn in den ersten vier Büchern finden sich gut gelungene Kapitel, vor allem wo das volkstümliche Erbe behandelt wird. Auch Nadlers Geschichte des Lebens und der Dichtung *Josef Weinhebers* weist Vorteile und Mängel seiner Darstellungsweise auf⁶). Doch hat das Buch bedeutenden quellenkundlichen und ikonographischen Wert, weil dem Verfasser durch Frau Hedwig Weinheber und die Freunde des Toten wichtiges unveröffentlichtes Material zugänglich war. Hier lag der Idealfall vor, daß der Philologe und Literaturhistoriker dem befreundeten Autor bald nach seinem Tode die abschließende Biographie widmen konnte. Die «schuldige Rücksicht auf Lebende und nahe Beteiligte» dürfte der historischen Wahrheit im ganzen nicht abträglich gewesen sein. Eher ist für die Feststellung des rein Faktischen oft zu viel getan; es ist beispielsweise belanglos zu erfahren, daß der Dichter einmal in Ventimiglia «Appetit auf Fleischleiberl» hatte, diese für 48 Lire bekam und sie elend fand. Auch die Tugend der Akribie kann zur Karikatur ihrer selbst werden; in dieser Biographie ist sie es wiederholt. Die Zwiespältigkeit von Weinhebers Bild, die sich aus ihr für den unbefangenen Leser ergibt, ist jedenfalls nicht dem Maler, sondern dem Modell zuzuschreiben. Was für Nadler ein «tragischer Mensch und großer Künstler» ist, heißt für einen seiner Kritiker ein «Epigone».

Die angeführten Urteile über Schnitzler und Weinheber zeigen also wiederum, wie schwer das Ideal der Wertfreiheit bei der literarhistorischen Behandlung von Zeitgenossen zu erreichen ist. Aus diesem Grunde scheint es ratsam, wenn man sich, wie *Eugen Thurnher* in seiner dem österreichischen Schrifttum im 20. Jahrhundert gewidmeten Schrift *Katholischer Geist in Österreich*, von vornherein bescheidet⁷). Katholischer Glaube und österreichisches Wesen seien ein Ganzes, die Kirche ein integrierender Bestandteil des österreichischen Lebens; das eine könne nicht ohne das andere bestehen. Daneben bestehe eine jüdische und großstädtische Literatur, die der traditionellen Bindungen entbehre und von anderen Voraussetzun-

gen getragen sei. Mag es «einmal vorkommen, daß ein Einzelner die trennende Kluft überschreitet . . ., so dürfen wir dennoch nicht verkennen, daß der Abgrund tief und durch die menschliche Kraft allein kaum zu überwinden ist. Nur die unendliche Gnade vermag den Abgrund auszufüllen . . .» So weit die äußere Rechtfertigung der Sonderbehandlung der konfessionell gebundenen Literatur. Und die innere: «Die Frage nach der katholischen Dichtung meint keine abgeschlossene Gruppe von Dichtern und keine besondere Eigenart des Stils, sondern bezieht sich auf die Form, in der die religiöse Entscheidung sichtbar wird.» Im Wandel dieser Form das Gemeinsame, «Katholische» im ursprünglichen Sinne zu ergründen, hat sich der Verfasser als Aufgabe vorgenommen. Ob damit das eigentlich literarische Element faßbar wird, bleibe dahingestellt; auf jeden Fall verspricht eine so saubere Grenzziehung a priori intellektuelle Redlichkeit. Sie bewährt sich in der Darstellung, und zwar gerade bei Dichtern wie Werfel. Liest man neben diesem literarhistorischen Abriss *Eugen Thurnhers* treffliche Einleitung zu dem «Neuen Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten *Philosophie der Geschichte*» des ganz zu Unrecht vergessenen *Ernst von Lasaulx*⁸⁾, so bedauert man nur, daß dem Verfasser kein breiterer Rahmen für seine Literaturgeschichte zur Verfügung stand: sei es um den glücklichen Entwurf zum ausgeführten Bilde zu erweitern, sei es um ihm Tiefenschärfe zu geben.

Der am besten gelungene Versuch, *Deutsche Dichtung der Gegenwart* in größerem Rahmen darzustellen, ist *Wilhelm Grenzmann* zu danken⁹⁾. Ausgehend von Nietzsches Klage, Gott sei tot, spricht der Verfasser unserer Zeit die Aufgabe zu, ihre verlorene Mitte wiederzufinden. Durch dieses Bestreben erhalte die Gegenwartsdichtung motivmäßig ihr einheitliches Gepräge. Unter den charakteristischen Merkmalen, die Grenzmann hervorhebt, scheinen mir die wichtigsten die Entfernung von der «Wirklichkeit», die Suche eines «Weges nach innen» bei gleichzeitig sichtbaren Formbemühungen und intellektueller Überklarheit. Grenzmann gliedert den schwer übersichtlichen Stoff nicht vornehmlich nach Stilformen, Gattungen oder außerliterarischen Gesichtspunkten; «wir haben den Blick auf den Dichter und sein Werk gerichtet, weit weniger auf die zeitgeschichtliche Einheit, die vom Dichter geschaffen und wieder durchschritten wird». Dennoch kann auch Grenzmann zusammenfassende Oberbegriffe wie Naturalismus, Impressionismus, Heimdichtung, Neue Klassik, Lyrik, Ballade, Epos, Expressionismus, Surrealismus usw. nicht entbehren, was indessen keinen Nachteil bedeutet, da ja die Fülle der Erscheinungen auch in der Auswahl irgendwie gegliedert werden muß. Im einzelnen wäre natürlich manches einzuwenden: Bei Rosegger sind die Lebensjahre angegeben, die bei den meisten anderen Autoren leider fehlen; auch knappe biographische Daten wären von Nutzen. Hasenclever, Gundolf, Plivier müssen auf ihre Vornamen verzichten, die Handel-Mazzetti mit einem falsch geschriebenen vorliebnehmen. Die Erscheinungsjahre der Werke werden nur sporadisch genannt. Werfels Drama heißt «Juarez und Maximilian», der Held der Ricarda Huch Confalonieri. Während man auf Koestler in einer Geschichte der deutschen Literatur verzichten möchte, vermißt man fast alle in Mitteldeutschland heute wirkenden Autoren (die selbstverständlich nicht samt und sonders der Parteilinie folgen). Doch sind solche sachlichen Versehen oder Mängel leichter zu tilgen als manche Unebenheiten in der Ausführung: Das Drama «Mutter Courage» muß sich mit der leeren Charakterisierung begnügen, es sei «eine von Brechts besten Leistungen», während dem «Lukullus» eine ganze Seite gewidmet ist. Ähnlich steht es mit Heinrich Manns «vollkommenster Leistung», deren vollständiger Titel «Die Jugend» bzw. «Die Vollendung des Königs Henri Quatre» lautet. Schnitzler etwa erfährt eine schöne und gerechte Würdigung, die ohne Vorurteil oder blinde Begeisterung von der Sache selbst eingegeben ist; dagegen scheint mir allen «Ringenden» oder den fraglos verquerten Erscheinungen wie Wilhelm Schäfer zu viel sentimentales Gewicht beigemessen. Diese Einwände sind nicht gegen das Buch als Ganzes gerichtet; vielmehr soll nochmals auf die inhärente Problematik eines derartigen Unternehmens hingewiesen werden. Da der Verfasser von einem festen Standort Distanz zu den Erscheinungen gewinnt und aus der Kenntnis der literarischen Gesamtentwicklung das Gegenwärtige in seiner Sonderart erkennt, ist die Darstellung dennoch gelungen, besonders in der Verbindung von Inhaltsanalyse und Interpretation. Wie schwer es im übrigen der Historiker der Gegenwartsliteratur hat, auch wenn er ein räumlich begrenztes

Thema abhandelt, zeigt der im Vergleich zu Thurnher und Grenzmann bescheidene Versuch von *Albert Bettex* über die *Literatur der deutschen Schweiz von heute*: ein Büchlein guten Willens, das seine Grenzen am Umfang und an der persönlichen Ausdrucksfähigkeit findet¹⁰).

Wesentlich leichter ist dem Historiker abgeschlossener literarischer Vorgänge das Streben nach Wertfreiheit. Freilich würde es sich fragen, inwieweit das faktisch erreichte Ideal überhaupt noch unser menschliches Interesse zu erregen vermöchte. Der innere Reiz eines vergleichend literaturgeschichtlichen Beitrages wie *Hansres Jacobis Amphitryon in Frankreich und Deutschland* besteht gerade in den Wertungen, mit denen der Verfasser der Stoff- und Motivgeschichte der Sage von Hesiod und Plautus über die christliche Deutung des Mittelalters bis zu den modernen Gestaltungen nachgeht¹¹). Rotrous (1609—1650) zivilisierende Plautus-Paraphrase als Vorbild für Molières Komödie, in der «das Wunder zum Witz wurde», Kleists deutsch-romantische Remythologisierung, Giraudoux' «vaudeville métaphysique», das aus dämonischen Tiefen wieder ans gallische Licht führt, ohne die Grundierung vermissen zu lassen, Georg Kaisers Versuch, dem Stoff die tiefere Bedeutung zurückzugeben, endlich Robert Oboussiers Oper, eine Verklärung des Stoffes aus dem Geiste der Musik und im Sinne der «*Helvetia mediatrix*» zwischen französischem Komödiengeist und tragischer Auffassung der Deutschen — das sind die Stufen der Entwicklung. Dabei kommt es Jacobi nicht auf Vollständigkeit an (Giraudoux' Bearbeitung war bekanntlich die 38.), sondern auf Vergleichen und Herausarbeiten des Typischen. Das geht methodisch insofern nicht immer reibungslos ab, als das «typisch» Französische bzw. Deutsche (Klarheit — Tiefsinn usw.) bisweilen bereits vorausgesetzt ist, statt aus dem Charakteristischen entwickelt zu werden. Wo der richtige Weg beschritten ist, ergeben sich feine Beobachtungen, besonders bei Kleist: der Mangel an Gesellschaftskritik und erotischer Kultur im deutschen Drama oder die Verwandlung von Molières «*blond Phébus*» in einen «lockren Phöbus», weil ein lasterhaft betrunken Gott sich mit Kleists Rassenideal (und seiner protestantischen Denkweise, was Jacobi nicht gesehen hat) nicht recht vereinbaren ließ... Die anhangsweise abgedruckte Widerlegung der Herwigschen Kleist-Mystifikation ist besonders nützlich, weil sie neuerdings wieder Gutgläubige gefunden hat. — Französisches und preußisches Wesen, bei Kleist einander entgegengesetzt, vereinen sich aufs liebenswürdigste in *Theodor Fontane*. Eine neue, ausgezeichnete Auswahl aus seinen Werken und Briefen bietet *Karl Christoffel* dar. Der Titel *Lerne denken mit dem Herzen*, ein Fontane-Wort, gibt einen Vorgeschmack der gütig-humorvollen Weisheit, des herzhaft Lebensnahen und gänzlich Unfeierlichen, das den Leser erwartet¹²). Da Fontane ohnehin in «*Abbreviaturen*» schreibt, entsteht nirgendwo der Eindruck des Pröbchenhaften; die Zwischentexte zeugen von bescheidener Zurückhaltung. Die Auswahl ist ein Muster echter Popularisierung.

Fontanes «*Stechlin*» allein enthält mehr menschliche Wahrheit als Wagners gesamte Opern». Das ist eines von den bewußt wertenden Urteilen aus der zweiten, umgearbeiteten und erweiterten Auflage von *Walter Muschgs Tragischer Literaturgeschichte*¹³). Ob von Heine, dem «Gaukler aller Gaukler», vom «Goldmacherglauben» der französischen Symbolisten, von «überzüchtetem Sadismus und betäubendem Parfum» in Georges «*Algabal*», von den «*Rilke-Korybanten*», Bernard Shaws «*Gekrächz*» oder Thomas Manas «*Doppelzüngigkeit*», vom «*Harlekin*» Picasso, vom «*Rauschschwindler*» Benn, von Sartre oder Cocteau die Rede ist — Streben nach Wertfreiheit wäre das Letzte, was man diesem außergewöhnlichen Buche nachsagen könnte. Man müsse auch Hermes' Reich kennen, den «reinen Naturtrieb», der sich in der Literatur neben der apollinischen Vergeistigung äußert — so rechtfertigt Muschg einmal seine Stellungnahme —, «um sagen zu können, wo die Dichtung beginnt und aufhört, welche Rangstufen sie hat und wo sie in falschen Zauber übergeht». Sittliches Verantwortungsbewußtsein ist das Maß, mit dem der Verfasser die literarischen Erscheinungen mißt. Nur wenige moderne Autoren bestehen vor seiner Kritik; Trakl, Barlach, Kafka, Kraus, Péguy, Bernanos, «diese ketzerischen Gestalten... retten heute die Ehre der europäischen Dichtung». Dem Buche liegt Burckhardts kulturkritisches Konzept zugrunde; in schärfster Antithese gegen «*Journalismus*», «*Amerikanisierung*» und literarischen Betrieb führt das Traditionsbewußtsein und das sittliche Maß ein heroisches Un-

ternehmen durch, das den Titel voll rechtfertigt. «Tragische Literaturgeschichte» will zunächst sagen, daß keine Literaturgeschichte im hergebrachten Sinne gemeint ist. Das Buch «ist weder chronologisch aufgebaut noch stofflich vollständig, es ist auch kein Erbauungsbuch zur höheren Ehre einer Nation. Es versucht vorurteilslos die Lebensgesetze der Dichtung aufzudecken, denn es ist auch eine Lehre der Dichtung auf historisch vergleichender Grundlage». Dabei meint «tragisch» sowohl «menschlich» wie «kritisch»; auch ist es wohl kein Zufall, daß bereits Schopenhauer die Idee einer «tragischen Litterargeschichte» gefaßt hat, denn Muschgs Werk ist vom gleichen tiefen Pessimismus erfüllt. Dargestellt wird das Tragische in all seinen Erscheinungen vom Lebenslauf der Dichter über das Scheitern ihrer inneren Existenz bis zum tragischen Wesen der Dichtung selbst: eine Geschichte vom Leiden der literarischen Schöpfer, die auch den Titel «Literaturgeschichte als Tragödie» rechtfertigen würde. Muschgs Vorliebe gilt den einsamen «Höhlenbewohnern» von den jüdischen Propheten und dem klassischen Altertum bis zur Gegenwart; doch alle zehn Bücher des Werkes (Weihe, Entweihung, Armut, Leiden, Entsagung, Schuld, Phantasie, Wort, Vollendung, Ruhm) treffen jeweils in der Deutung Goethes zusammen, dessen Wesen und Werk bedeutende Erhellung erfährt. Die bewußt anti-historisch-zyklische Methode bringt naturgemäß Längen und Überschneidungen mit sich; überhaupt werden die Zentralthemen weniger logisch-diskursiv entwickelt als von verschiedenen Seiten her eingekreist. Diese Themen sind die Grundformen des Dichterischen und die Typologie der Dichter. Auf Muschgs Ausführungen im einzelnen einzugehen, fehlt in diesem Zusammenhang der Raum, da ein solcher Versuch umfänglicher Ausführung bedürfte. Der entscheidende Mangel scheint mir in der Unbestimmtheit der Typen zu liegen. Dennoch führt wohlthuende Nüchternheit, Wachsamkeit gegenüber allem Gauklertum, Ablehnung jeder Idolatrie zu echten Einsichten in die literarische Problematik. Man braucht nur das einleitende Kapitel über Orpheus und die Magier mit einem anderen jüngst erschienenen Orpheus-Buch zu vergleichen, um den Unterschied zu ermessen. Freilich macht Muschgs literarhistorischer Pantragismus vor seinem Ideator nicht halt: Wer gegen die «Welt der Lüge» zu Felde zieht, ist gezwungen, sich ihrer Mittel zu bedienen, um überhaupt verstanden zu werden. Muschg führt eine so glänzende Feder, daß sich ihre Züge von denen des «Journalismus» äußerlich kaum abheben. Wohl unterscheidet ihn das sittliche Verantwortungsbewußtsein; doch die prinzipielle Bodenlosigkeit läßt sich nicht verbergen. In dem interessanten Buche wiederholt sich auf anderer Ebene die Tragik von Karl Kraus' Lebenswerk.

Der Leser dieser Anzeige wird kaum den Eindruck einer geordneten Situation auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte und der Literaturwissenschaft gewonnen haben. Es wäre auch unredlich, ihm einen solchen zu vermitteln. Zu Beginn seines Forschungsberichtes über *Allgemeine Literaturwissenschaft*, der das Ziel einer bibliographischen Übersicht und einer Einführung in sich vereint, spricht auch *Max Wehrli* von dem «chaotischen Zustand dieser Wissenschaft» und von ihrer «fast neuralgischen Empfindlichkeit in Dingen der Methode»¹⁴⁾. Um so mehr Dank schuldet man dem Verfasser, daß er das im höheren Sinne unmögliche, die Kraft eines einzelnen überschreitende, wenn auch zeitlich auf die Jahre von 1938 bis 1950 beschränkte, in jedem Falle aber undankbare Unternehmen dennoch gewagt und zu gutem Ende geführt hat. Da die Übersicht in der Schweiz entstanden ist, hält sie sich frei von der Enge des Autarkischen, dem chronischen Leiden der

1) Athenäum-Verlag, Bonn; Teil I (1949): 750—1450; Teil II (1950): 1450 bis 1770; Teil III (1952): 1770 bis zur Gegenwart. 2) Kiepenheuer & Witsch, Köln 1953. 3) 56. numerierte Publikation für die Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten 1952. 4) Artemis-Verlag, Zürich 1951. 5) Otto Müller, Salzburg 1951. 6) Otto Müller, Salzburg 1952. 7) Eugen Ruß, Bregenz 1953. 8) Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1952. 9) Hans F. Menck, Frankfurt a. M. 1953. 10) Schweizer Vereinsortiment, Olten 1950. 11) Zürcher Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte, Bd. 2, Juris-Verlag, Zürich 1952. 12) Selbstbildnis — Lebensweisheit — Weltbetrachtung. Aus den Gedichten, Erzählungen, Lebenserinnerungen und Briefen dargeboten. Lambert Schneider, Heidelberg o. J. 13) Francke, Bern 1953. 14) Wissenschaftliche Forschungsberichte, Geisteswissenschaftliche Reihe, Bd. 3, Francke, Bern 1951.

Betrachtung vom Standpunkte einer «Nationalliteratur». Britisch-amerikanische und französische Autoren werden ausführlich behandelt; aus Italien hört man freilich im wesentlichen von der «großen Dominante» der Croce-Schule, dortselbst von ihren Gegnern offenerzig «Diktatur» genannt, während die Opposition kaum zu Worte kommt. Der Charakter des Forschungsberichtes bringt es mit sich, daß mehr referiert als vom eigenen Standpunkte aus Kritik geübt wird; man spürt das Bemühen des Verfassers, Ungerechtigkeiten zu vermeiden, wodurch der Darstellung gelegentlich das Salz fruchtbaren Widerspruchs mangelt. Wertfreiheit im Sinne der Ausschaltung subjektiver Stellungnahme ist in diesem nützlichen Buche stets erstrebt und meist erreicht.

Wenn man aus der hier gebotenen Übersicht das Résumé zieht, so besteht das erfreulichste Ergebnis wohl in folgendem: Zwar ist keine Einheit der Gesichtspunkte vorhanden; Thesen stehen den Antithesen beziehungslos gegenüber; die große Synthese fehlt. Doch treten bei einigen Autoren die außerliterarischen — die nationalen, historischen, religiösen, philosophischen, psychologischen — Gesichtspunkte in der glücklichsten Weise zurück. Diese Bescheidung ist nicht nur bei mehreren der genannten Bücher zu beobachten, sondern auch in anderen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte und der Literaturwissenschaft. Wenn also eine neue, allgemein verbindliche Linie nicht erreicht ist (und wahrscheinlich auch nicht erreichbar ist, ganz abgesehen davon, ob sie erstrebenswert wäre), so sind doch einige Hindernisse aus dem Wege geräumt, die den Blick auf das ewige Wunder der dichterischen Schöpfung gerade auf jenen Gebieten immer wieder verstellen haben. Der Weg in die Zukunft ist offen. *Iuvat indagare inusitatas vias.*

Horst Rüdiger

Unser Auftrag am Nächsten

In der Schweiz stehen wir in Zeiten der Hochkonjunktur. Es geht uns gut, sogar sehr gut. Wir sind auch nicht mit schweren und kaum lösbaren Nachkriegsnöten befrachtet wie die Länder um uns herum, und von «Soziallasten» spricht kaum jemand. Die Fürsorge für diejenigen, welche sie nötig haben, ist ausgebaut; eine Stadt nach der andern erstellt ein noch moderneres Spital nach den letzten Erkenntnissen der Wissenschaft und Hygiene und allen Raffinements der Technik zur Erleichterung des Dienstes. Aber wo sind diejenigen, die den Dienst am leidenden Menschen tun, dort nämlich, wo er nichts mehr mit Technik und Wissenschaft zu tun hat? Daß es an diesen Menschen fehlt, sollten wir nachgerade wissen. Und so zeigt sich in unserm wohlfundierten Sozialstaat doch eine Not sehr deutlich: Was hat das prächtigste Spital für einen Wert, wenn es darin an den helfenden Menschen mangelt? Ist da mit einer genügenden Anzahl von gut ausgebildeten Krankenschwestern abgeholfen? — An einem unserer modernsten Großspitäler kündigte eine diakonische Schwesternschaft den Dienst in ihrer Abteilung, weil sie das nötige Mehrpersonal nicht mehr stellen konnte. Als Antwort darauf bat die kantonale Behörde dringend, doch ja zu bleiben, denn gerade auf dieser Abteilung lägen besonders viele chronisch Kranke. Darin liegt die Erkenntnis, daß es ja eine Not gibt, vor der auch alle Humanitas verstummt und allein noch dem Glauben das Wort bleibt.

Wir können also auch im bestausgebauten Sozialstaat in keiner Form den Dienst der barmherzigen Liebe entbehren. Wir machen darin keine Ausnahme unter allen Völkern aller Zeiten und in jeder Lage. Darum ist auch ein Buch, das neu erschienen ist, überaus zeitgemäß¹⁾. In einer biblischen Studie «Der Dienst Jesu» deckt Wilhelm Brandt-Bethel zuerst Fundament und Quelle des wahren barmherzigen Dienstes auf: «Die Zuwendung des Gesandten (Jesus) zu der Not des Nächsten ist nicht in irgend einer Theorie vom ‚Menschen‘ begründet, nicht in einer Humanitas, auch nicht in irgend einem Ideal einer Polis, eines Zusammenlebens der Menschen und ihrer allgemeinen Wohlfahrt, sondern allein in diesem Willen Gottes, der über seiner Sendung steht. Das gibt dem Tun Jesu etwas Un-

¹⁾ Herbert Krimm: Das diakonische Amt der Kirche. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1953.

mittelbares. Seine Zuwendung zum Nächsten ist nicht innerweltlich begründet. Weder das Motiv der Dankbarkeit noch der Gedanke, daß etwa Liebe eine Tugendübung sei, die den Menschenfreund ziere, spielt eine Rolle. Die Zuwendung zum Nächsten ist nicht von des Gedankens Blässe angekränkt. Es kann gar nicht anders sein, als daß sie geschieht. Sie ist ganz einfach in Willen und Wesen Gottes mitgesetzt. So wie das Wesen der Königsherrschaft Gottes Heil und Hilfe ist, so steht der Sohn vor dem Vater und gleichzeitig neben dem Nächsten.»

Weitere der fünfzehn Beiträge lassen die verschiedenen kirchengeschichtlichen Perioden aufleben, alle unter dem Aspekt des Bruderdienstes und der Nächstenhilfe: die Alte und die frühkatholische Kirche, das Mittelalter, die Reformation, den Pietismus, die Wende des Jahrhunderts und die Gegenwart. Es fehlen nicht «die katholische Caritas der Neuzeit» und «die caritative Tätigkeit in der russischen Kirche», beides von Verfassern aus ihrer Kirche dargelegt. Ein jeder Beitrag stammt aus der Feder eines andern berufenen Theologen — die Schweiz ist vertreten durch Pfarrer Bernoulli, den Leiter des Reformierten Diakonenhauses in Greifensee —, und das trägt zur großen Lebendigkeit des Buches bei. Daß sich in den USA unter «Stewardship» ein jedes Gemeindeglied in die Mitverantwortung für den Nächsten hineingezogen weiß, schildert M. O. Dietrich: «In unsern Gemeinderäten sitzen Industrielle und Arbeitgeber, Professionelle und Tagesarbeiter, die gerade im amerikanischen Leben stark in Anspruch genommen werden und die doch in erschütternder Weise Zeit finden für die Arbeit Gottes. Sie sind bereit, sich Woche um Woche für den Besuchsdienst ausbilden zu lassen. Sie wirken mit an Dutzenden von Punkten im Gemeindeleben. Sie sind bereit, im Sommer und Winter weite Reisen zu machen, um regelmäßig zum Gottesdienst und zur Sonntagsschule zu kommen. . . Die Fähigkeiten und Begabungen, welcher Art sie auch seien, werden von den Christen Gott geweiht.»

Ohne dies bezwecken zu wollen, wird das Buch zu einem dringenden Ruf an die Kirche wie an den Einzelnen.

Dora Schlatter

MITARBEITER DIESES HEFTES

Klaus Colberg, München 9, Regerplatz 4.

Dr. Herbert v. Dirksen, Botschafter a. D., Bergen (Oberbayern), Aicherhof.

Otto Heuschele, Waiblingen bei Stuttgart, Korberstraße 36.

Dr. Walther Hofer, Dozent an der Freien Universität Berlin und Abteilungsleiter an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin, Berlin-Dahlem, Bitterstraße 22.

Dr. Hans Jucker, Zürich 6/57, In der Hub 16.

Prof. Dr. Wilhelm Röpke, Genf, 45, Avenue de Champel.

Dr. Horst Rüdiger, Meran, Via Carducci 8.

Dr. Dietrich Schindler, Ann Arbor (Michigan), 1061, Legal Research Building.

Schwester Dora Schlatter, Bern, Diakonissenhaus Bern, Schänzlistraße 43.

Dr. Karl Silex, Stuttgart-W, Senefelder Straße 69 A.